

Ewalds kritische Untersuchung zu Kant und Avenarius.¹⁾

Von Alois Höfler in Wien.

Ewald, Dr. Oskar. *Kants Methodologie in ihren Grundzügen. Eine erkenntnistheoretische Untersuchung.* 119 S. Berlin, Hofmann, 1906.

— — Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus. Eine erkenntniskritische Untersuchung über das Verhältnis von Wert und Wirklichkeit. 177 S. Ebenda 1905.²⁾

Im Vorwort zu „Kants Methodologie“ sagt der Verfasser: „Meine philosophischen Schriften »Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen« und »Richard Avenarius als Begründer des Em-

¹⁾ Anm. d. Red. Wir bringen nachstehende Anzeige mit Rücksicht auf die darin behandelten grundsätzlichen Fragen als Artikel.

²⁾ Die beiden angeführten Schriften wurden mir Anfang 1907 von der Redaktion der Kantstudien zur Berichterstattung zugewiesen und die nachfolgende Anzeige war im April 1907 in der Hauptsache druckfertig. Ich behielt sie aber damals zurück, damit sie womöglich gleichzeitig mit meiner Abhandlung „Die unabhängigen Realitäten“ (die dann Ende 1907 in den KSt. XII. S. 361—392 erschienen ist) veröffentlicht werde. Inzwischen war aber Ewalds weitere Schrift „Kants kritischer Idealismus als Grundlegung von Erkenntnistheorie und Ethik“ in Aussicht gestellt worden. Diese ist dann Anfang 1908 erschienen. Nicht nur dieser literarische Grund, sondern auch, weil Dr. Ewald sich in diesen Tagen an unserer Universität habilitiert hat, liessen mich die Anzeige bis jetzt zurückbehalten. Ich habe ihren Wortlaut vor der Drucklegung nur an wenigen Stellen mit Beziehung auf jenen 4. Band der „Tetralogie“ geändert — dagegen absichtlich sogar an denjenigen Stellen nicht geändert, wo Wünsche nach einer Fortsetzung der im methodologischen 3. Band angeregten Untersuchungen ausgesprochen worden waren, die nun durch den 4. erfüllt sind. Es entspricht dies auch dem Wunsch des Verfassers selbst, dass nicht über dem 4. Band die drei früheren vergessen werden; er sagt nämlich im Vorwort zum 4. Band (nach einem Rückblick auf das Nietzsche- und das Avenarius-Buch): „Daher empfahl es sich, die Behandlung des methodologischen Teiles in eine eigene, übersichtliche Untersuchung aufzunehmen, die das prinzipielle Verhältnis von Transscendentalismus, Metaphysik und Psychologismus klärte und damit die Vorfragen der kritischen Philosophie beantworten half. Das anfänglich auf drei Bücher angelegte Unternehmen ist dermassen zu einer Tetralogie angewachsen.“

piriokritizismus· hatten gegen den Relativismus Stellung genommen, jene auf ethischem, diese auf erkenntnistheoretischem Gebiet.“ Auch Avenarius mache „insgeheim ein Anlehen bei der reinen, der transscendentalen Logik“. Der Verfasser will also die drei Schriften (das Nietzsche-Buch, 141 S., in demselben Verlag 1903 erschienen) als eine Einheit betrachtet wissen.

Dass ich das zuletzt erschienene Kant-Buch an erster Stelle und am ausführlichsten bespreche, hat nicht nur den äusseren Grund, dass es diese Kantstudien am unmittelbarsten angeht, sondern auch den inneren, dass es das positive Ziel aufzeigt, dem der Verfasser zustrebt und das er allerdings auch in diesem jüngsten der drei Bücher noch nicht wirklich erreicht haben will. Er sagt nämlich am Schluss des Vorworts: „So erweist sich die vorliegende Schrift als ein Traktat über die Methoden, die im Kantischen Kritizismus verhüllt liegen, nicht aber als definitiver Ausbau einer Methode, da dies wegen der historischen Bezugnahme auf Kant, dem die methodologische Frage selber nicht zu voller Klarheit gediehen war, nicht im Rahmen der Disposition gelegen sein durfte.“

Der Verfasser deutet an verschiedenen Stellen an, dass es ihm nicht in erster Linie um den historischen Kant, sondern um die von ihm angeregten und nicht eindeutig gelösten Probleme selbst zu tun sei. Deshalb wird es auch dem Referenten gestattet sein, mit der Anzeige als solcher einige Bemerkungen zu verbinden, durch die das Problem selbst — der gerechte Ausgleich zwischen Psychologie (nicht zu verwechseln mit „Psychologismus“, dem „Zuviel an Psychologie“) und Antipsychologismus — vielleicht wieder um ein Kleines gefördert werden kann. Denn es ist kein erwünschter Zustand, wenn vor lauter Zuspitzungen des Antipsychologismus der einigermaßen Fernerstehende, z. B. der mathematische Physiker, von dem doch auch in diesem Buche so viel die Rede ist, den Eindruck bekommen muss oder auch nur kann, jene Spitze sei eigentlich doch nur ein toter Punkt, auf den die Erkenntnistheorie geraten ist und den sie nun seit mehr als einem Jahrzehnt umkreist, ohne einen merklichen Fortschritt — sogar auch in der erwählten „reinen Logik“ selber — aufweisen zu können.

Solange der Kampf des Antipsychologismus gegen die Psychologie sozusagen um seiner selbst willen, aus reiner Freude an dem reinen Begriff des „Reinen“ betrieben wird, geht er freilich

die Nichtkombatanten überhaupt nichts an. Nun sagt aber der Verf. im I. Abschnitt „Erkenntnistheoretischer Charakter der modernen Philosophie“: „Nicht bloss unsere Philosophie, sondern auch die wissenschaftliche Forschung trägt zur Zeit ein erkenntnistheoretisches Gepräge“. Tut da die Philosophie (die ja hoffentlich nicht für immer ausserhalb der „wissenschaftlichen Forschung“ stehen soll) gut daran, auch nur die Fernerstehenden an den Gegensatz zwischen der „dürren Heide“ und der „schönen grünen Weide“ zu erinnern?

Der Schein einer gewollten Unfruchtbarkeit erkenntnistheoretischer Forschung liesse sich ohne jedes Opfer an Strenge vermeiden, wenn die Verkünder der reinen Logik endlich darauf verzichten wollten, das Positive ihres erwählten Forschungsgegenstandes mit irgendwelcher wirklichen oder auch nur scheinbaren Herabsetzung der psychologischen Forschung zu verquicken. Das Warnen vor „Psychologismus“ als einem „Zuviel an Psychologie“, als „Psychologie am unrechten Ort“, war ja in der Tat eine Zeitlang nötig. Ein selbständiger Zweck aber kann solches Warnen so wenig sein wie irgend eine andere Negation. Ein positives Ziel hat vielmehr nur eine ganze, umfassende Erkenntnistheorie. Warum sollten da in der Methode der Erkenntnistheorie nicht mehrere Komponenten, eine psychologische Komponente, eine „transscendentale“ Komponente (vielleicht auch eine „biologische“ u. s. w.) friedlich nebeneinander und zur Erreichung jenes gemeinsamen Zieles sich in die Hände arbeiten? Wird es in einer umfassenden Lehre vom Erkennen wesentlich anders zugehen dürfen und müssen, als z. B. in der physikalischen Naturlehre, wo wir bis herunter in die speziellsten Aufgaben (z. B. zur Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents, der spezifischen Wärmen u. dgl. m.) die mannigfaltigsten Methoden nebeneinander zur Anwendung gebracht sehen? Oder ist es der mathematischen, sogen. theoretischen Physik jemals eingefallen, der Experimentalphysik ein feindseliges Gesicht zu zeigen? Wozu also, um den Kantischen Gedanken einer Transscendentalphilosophie so rein herauszuarbeiten, wie er es verdient, immer wieder gegen die Psychologie einen geringschätzigen Ton anschlagen?

Indem wir eine solche Warnung, also doch wieder eine Negation, der Anzeige dieses Buches vorausschicken, soll ihm selber keineswegs Parteilichkeit gegen die Psychologie vorgeworfen

werden; hat doch der Verf. anderwärts¹⁾ seine lebhafteste Schätzung für psychologische Forschung als solche ausdrücklich genug bekundet. Sondern unser Rat sei nur deshalb gerade bei dieser Gelegenheit ausgesprochen, weil die Endergebnisse des Buches nahe genug heranzuführen an eine Erkenntnistheorie, „die dem wahren Geiste des Transscendentalismus gerecht wird“ (S. 114), dass es sich auch den blossen Schein hätte ersparen können, gegen die Beiträge einer vorurteilslosen Psychologie zu einer umfassenden Erkenntnistheorie irgendwie ungerecht zu werden.

Das wirksamste Mittel, den Transscendentalisten die ungerechte Abneigung gegen die Psychologie abzugewöhnen, wird sein, dass man ihnen in allem Positiven sogleich von Anfang recht giebt. Deshalb sei der Berichterstattung über das vorliegende Buch auch noch das zweite *ὑστερον πρότερον* gestattet, dass sie mit dem letzten (X.) Abschnitt „Der Transscendentalismus der reinen Logik“ beginnt, von den auch hier noch gegen den Psychologismus eingestreuten Negationen nur so viele aufnehmend, als sich aus den Zitaten nicht wohl ausscheiden lassen.

„Das eigentliche Prinzip dieser reinen Logik“ wird so formuliert (S. 105): „Sie will eine Wertlehre im strengsten Sinne sein, will sich aller Fragen entäussern, die bloss auf das Tatsächliche der Dinge sich beziehen, um lediglich jene zu diskutieren, die deren Bedeutung berücksichtigen. Sie bemüht sich somit nicht um den Ursprung,²⁾ sondern um den Sinn der Kategorien.

¹⁾ So namentlich in dem Vortrag „Philosophische Grundlegung der modernen Psychologie“. [Wissensch. Beilage zum XIX. Jahresbericht (1906) der Philosophischen Gesellschaft a. d. Universität Wien. — Leipzig 1906, Johann Ambrosius Barth.]

²⁾ Ist dies eine absichtliche oder unabsichtliche Ablehnung des Nachdruckes, mit dem Cohen [Logik der reinen Erkenntnis, S. 28 ff.] immer wieder „die Logik des Ursprungs“ urgiert? Freilich ist aus diesem Titel allein noch nicht zu entnehmen: wessen Ursprung? Jedenfalls nicht nur der der Kategorien; sondern, soweit man aus den manchmal dunklen Worten eine letzte Absicht erschliessen kann, geht diese unmittelbar auf den „Ursprung des Seins“ und will diesen selbst wieder einfach im Denken finden, getreu der idealistischen Grundüberzeugung. Wer sich aber einmal so über das methodologische Verhältnis des *πρότερον πρὸς ἡμᾶς* und des *πρότερον τῇ φύσει*, das parallel geht mit dem von „Beschreiben“ und „Erklären“, hinweggesetzt hat, dürfte eigentlich auch einer neugierigen Frage nach dem Ursprung des Denkens nicht aus dem Wege gehen und müsste darauf gefasst sein, gerade diesen Ursprung doch wieder in irgend einem Sein zu entdecken. Begnügen wir uns aber einmal mit so hohen

Sie überlässt die genetischen, psychologischen Fragen jenen Disziplinen, deren Aufgabe es ist, die Naturgesetze des Seelischen zu finden, nicht aber die immanenten Gesetze des Denkens.“ Hier reizt allerdings das letzte Wort nicht erst den Psychologen, sondern wohl jeden harmlosen Psychologen und Logiker zu der Gegenfrage, ob es denn ein „Denken“ gebe oder ob auch nur eines denkbar sei, das, wie immer „rein“, nicht doch auch in den Interessenkreis der Psychologie fällt. Aber lassen wir für jetzt den Einwand, und geben wir das Positive der Bestimmung zu, dass es sehr wohl einen „Sinn der Kategorien“ gebe, der unabhängig ist von deren „Ursprung“. Weiter: „Die obersten Denkgesetze, die noch keine Erkenntnis garantieren, bilden ein in sich geschlossenes System, dessen Bedeutung und Wert bloss in ihm selbst begründet ist.“ Hier fassen nur die Worte „noch keine Erkenntnis garantieren“ den Begriff „Erkenntnis“ willkürlich eng; denn warum sollte nicht z. B. der Satz des Widerspruches selbst eine Erkenntnis heissen? Und war es nicht eine Erkenntnis, dass gerade er ἡ βεβαιότης τῶν ἀρχῶν? Aber man versteht, was gemeint ist, und so kann man auch unter Umständen eine künstliche Verengung der Begriffe mitmachen und hiermit auch die folgenden Sätze zugeben: „Diese formale Souveränität eignet bloss dem analytischen Bewusstsein, dem Denken als solchen, das noch keinerlei Erkenntniswerte schafft. Erst im synthetischen, produktiven Bewusstsein wird der reine logische Apriorismus, dem hier die gigantische Aufgabe zugemutet wird, der Welt der Erfahrung ihre Gesetze vorzuschreiben, zum Problem.“

Abstraktionen und Konstruktionen, so droht schliesslich bei solcher immer noch weiter zurückgehender Gründlichkeit ein blosses Wortspiel, wie die Umkehrung jener Forderung einer „Logik des Ursprungs“ in die Frage nach dem Ursprung der Logik. — Rettung aus solchem Tiefsinn gewährt in der Tat nur die Rückkehr zu der sehr viel schlichteren Frage nach dem „Sinne“, der „Beschreibung“ der Kategorien oder wie man die letzten „logischen Werte“ sonst nennen will. Erst nach solchen „Beschreiben“ womöglich noch ein „Erklären“, auch hier in der Logik wie in jeder anderen Wissenschaft. Den „Ursprung“ dieses πρότερον-ὑστερον zu begreifen, bedarf dann keines abgründigen Tiefsinns. Zeigt sich ja doch heute schon, dass die Mode des „Nur-Beschreibens“ nach kaum 1 1/2 Jahrzehnte langer Tyrannei für den gesunden Sinn der Erkenntnispraktiker schon wieder ihren Reiz verloren hat — was ihnen die Erkenntnistheoretiker hoffentlich bald wieder werden nachfühlen und — nachdenken können.

Und mit diesem Problem, seinen inneren Hemmungen und Widersprüchen haben wir uns hier auseinanderzusetzen.“

Die angekündigte Auseinandersetzung unterscheidet lichtvoll die verschiedenen Methoden der „Kritik d. r. V.“ als der synthetisch progressiven, die der „Prolegomena“ als der analytisch regressiven; so wenigstens der Absicht nach, welche Kant freilich nicht strenge festhielt und durchführte. Ferner bezeichnet es der Verf. (S. 107) als „einseitig, wenn Cohen zum einzigen Orientierungspunkte der transscendentalen Philosophie die Beziehung auf das Problem der mathematischen Physik erhebt“. Vielmehr sei es „nicht bloss noch unmittelbar die äussere, mathematisch-physikalische Erfahrung, die zu deduzieren ist, sondern die allgemeine Erfahrung, von der diese ein Teil ist“ . . . Der andere Teil der allgemeinen Erfahrung ist die innere Erfahrung, eine dritte Erfahrungsmöglichkeit ist uns nicht gegeben, da [?] wir andere Orientierungssysteme als Raum und Zeit in unserem Bewusstsein nicht finden. Bleibt hier allerdings letzterer Beweis fragwürdig, da es ja die vorgängige Parallelisierung von Raum und Zeit bekanntlich selber ist, so kann man immerhin für die Ausschliessung einer „dritten Erfahrungsmöglichkeit“ dankbar sein. Nur wird das „nicht gegeben“ je eines Dritten, neben Raum und Zeit, wie neben Physisch und Psychisch, sich eben letztlich doch auf die Erfahrung, auf schlichte, nicht erst deduzierte Erfahrung, berufen müssen. Auf eine grundsätzliche Differenz gegen Cohen steuern die nächsten Sätze los: „Mithin kann dreierlei deduziert werden: die Erfahrung überhaupt, die äussere Erfahrung, die innere Erfahrung. Zwischen diesen drei grossen Möglichkeiten darf der kritische Verstand wählend einhergehen.“ Diese Worte wollen weder verstanden sein als eine Koordinierung der „Erfahrung überhaupt“ mit der äusseren und inneren (welche beide doch oben richtig die „Teile“ der „allgemeinen Erfahrung“ genannt werden), noch bleibt dem Verstand zu „wählen“, wenn nun einmal die Aufgabe selbst durch das *genus* „Erfahrung“ und nicht durch die *differentiae* „äussere“ oder „innere“ vorgezeichnet ist. „Kant selber hat seinem Programm gemäss in der „Kritik“ die Grundlegung der universalen Erfahrungseinheit im Auge gehabt“, und zwar sollte „aus der transscendentalen Apperzeption die allgemeine Erfahrung in ihren konstitutiven Begriffswerten deduziert werden“. „Als höchstes Datum der Deduktion ist im Grunde bloss die objektive, transscendentale Bewusstseinsseinheit in ihrer

Beziehung auf die reine Anschauung gegeben. . . . Es wird das Problem der Probleme bleiben, inwiefern aus der transscendentalen Apperzeption Erkenntnisse entspringen, die, wenngleich formaler Natur, dennoch das Begriffsgerüst konkreter Disziplinen abgeben“ (S. 110). Während nach dieser Formulierung das Problem als vom Verf. gut geheissen erscheint, sagt er alsbald: „Ein Kantforscher vom Range Cohens verneint die Möglichkeit einer derartigen Deduktion überhaupt“ (S. 111). „Da . . . eine progressive Ableitung aus der transscendentalen Apperzeptionseinheit jedweder Bemühung spottet oder zu haltlosen Phantasmen führt, so scheinen wir uns an der regressiven Methode der „Prolegomena“ orientieren zu müssen“ (S. 112). Hierzu ist zu bemerken, dass ein solches Umkehren des Weges nur sozusagen didaktische Bedeutung haben, aber keine andersartigen Ergebnisse liefern kann und auch bei Kant nicht geliefert hat. In der Tat lehnt der Verf. auch das so zu erreichende Ziel ab als einen „Übergang vom Erkenntnisproblem zum Wahrnehmungsproblem“ (wozu Referent wieder bemerkt, dass füglich das Wahrnehmen dem Erkennen nicht bei-, sondern ein- und also untergeordnet ist; doch haben wir auf die vom Verf. behauptete „Divergenz zwischen Wahrnehmung und Erkenntnis“ [S. 114] noch zurückzukommen). — Seine endgiltige Deutung des von Kant „Gewählten“ und Erreichten spricht der Verf. so aus (S. 113, 114): „Die dritte methodische Möglichkeit, die weit eher dem wahren Geiste des Transscendentalismus gerecht wird, ist die finale, die teleologische Methode. Sie geht weder von einer transscendentalen Bewusstseinsseinheit aus, von der sich nichts ableiten lässt, noch von der groben Gegenständlichkeit, der Wahrnehmung, sondern von einem Ideal, zu dem die logischen Bedingungen gesucht werden sollen. Dieses Ideal ist der abstrakte Begriff einer Natur überhaupt, oder, fasst man es enger, der abstrakte Grundbau der mathematischen Physik. Beide nämlich sind nicht gegeben, wie die Wahrnehmung gegeben ist, als unmittelbare Wirklichkeit, sie sind nicht gegeben, wie die reine Apperzeption gegeben ist, als mittelbare Voraussetzung, sondern sie sind gegeben, bloss sofern nach ihnen gefahndet wird, sind gegeben als ein logisches Postulat, als ideale Forderung. Aus diesem idealen Begriff werden die immanenten Bedingungen desselben deduziert. Damit Natur überhaupt möglich sei, muss es z. B. ein striktes Gesetz der Kausalität, muss es ein striktes Gesetz der Substantialität geben, an dem die Phänomene sich zu

rationalen Einheiten verknüpfen. Hier erscheint das Erkenntnisproblem auf den eigenen Boden gestellt“ (S. 114).

In diesen Sätzen haben wir also das positive Ertragnis des ganzen Buches zu erblicken und nichts weist darauf hin, dass, was der Verf. hier als den eigentlichen Sinn von Kants Methodologie ansieht, nicht auch nach seinem eigenen Sinn sei. Es ist auch völlig nach dem des Referenten, soweit es die positive Formulierung einer der Aufgaben der ihrem natürlichen Gegenstand, der gesamten „Erkenntnispraxis“, gerecht werdenden und sie unparteiisch umfassenden Erkenntnistheorie ist und sein will. Wird man aber, gleichviel ob auf Kant eingeschworen oder nicht, zugeben dürfen, dass sich in einer solchen letzten Spitze einer der erkenntnistheoretischen Methoden die Erkenntnistheorie selbst, ihr ganzer Gegenstand und ihre ganze Aufgabe erschöpfe?

Halten wir den Dank für das Gebotene klar auseinander vom Wunsche nach Mehr.¹⁾ Es sei dem Referenten gestattet, neuerdings²⁾ hinzuweisen auf die nahe Beziehung, in der Kants

¹⁾ Ein solches Mehr giebt nun reichlich der vierte Band der „Tetralogie“ (s. o. S. 229).

²⁾ Auf dem Psychologen-Kongress Rom 1905 habe ich zuerst auf jene Ähnlichkeit zwischen Kant und Meinong, dann aber auch auf die Unterschiede hingewiesen: „Die relationstheoretische, allgemeiner gegenstandstheoretische Begründung bedarf zur Fundierung ihrer apriorischen Urteile nichts anderes als das, „worüber“ geurteilt wird; Kant bedurfte für seine synthetischen Urteile *a priori* eines ›X, auf das sich der Verstand stützt‹. Er fand es in ›Anschauungen‹ und ›Kategorien‹, die wir nicht gut anderes, denn als psychologische Hypothesen bezeichnen können. [Es folgt eine Anmerkung über Vaihingers Unterscheidung zwischen „empirischer“ und „Transscendentalpsychologie“]. So bedurfte es also vielleicht nur noch eines weiteren Schrittes, um zu zeigen, dass sogar Kant noch ein Psychologist war im Vergleiche zu einigen der Philosophen aus dem ersten Absatz des § 33 in Ueberweg-Heinze [9. Auflage]. Immerhin aber lässt sich von dem Wesentlichen in Kants Absicht einer Transscendentalphilosophie sagen, dass auch sie als ein Stück Gegenstandstheorie gedacht war. Kants Definition lautet zwar: „Ich nenne alle Erkenntnis transscendental, die sich nicht sowohl mit Gegenständen, sondern mit unserer Erkenntnisart von Gegenständen, sofern diese *a priori* möglich sein sollen, überhaupt beschäftigt“. Aber man ist — wie ich glaube mit Recht — heute darüber einig, dass die eigentliche Intention von Kants Methode darin besteht, die Tatsache des Erkennens zwar selbst als eine gegebene hinzunehmen, aber sie dann daraufhin anzusehen, wieviel innerhalb dieser Tatsache sich als notwendiger Zusammenhang einsehen lässt (also z. B. dass, wenn die mathematische Naturwissenschaft Newtons überhaupt als

Gedanken einer Transscendentalphilosophie zu Meinongs Gedanken einer Gegenstandstheorie steht. Diese Beziehung ist aber nichts weniger als die der Umfangsgleichheit; vielmehr bildet die Transscendentalphilosophie als Ganze und in umso stärkerem Masse noch ihr methodologischer Kern nur einen ganz kleinen, wenn auch noch so wichtigen Teil der Gegenstandstheorie. Wenn nun diese in den verschiedensten Wissenschaften einen apriorischen, „daseinsfreien“ Grundstock aufzeigt — das grossartigste Beispiel ist bisher auch nach Meinong wie bei Kant noch immer die Mathematik gegenüber der (nicht bloss „mathematischen“, sondern empirischen, „experimentellen“) Physik —, so wäre ja von vornherein zu erwarten, dass es an einem solchen apriorischen Kern auch in der Erkenntnistheorie nicht fehlen wird (ja nicht einmal in der Psychologie, was hier freilich nur als künftig näher aufzuklärendes Paradoxon angemerkt sein mag). Da die vorliegende Anzeige nicht der Ort sein kann, solche auf die ganze künftige Erkenntnistheorie gehenden Überzeugungen und die daran sich anschliessenden Wünsche irgendwie näher auszuführen, so sei nur darauf hingewiesen, worin der Referent seinerseits das „Problem der Probleme“ für die Methode (und allerdings auch für die Aufgabe und den Gegenstand) der Erkenntnistheorie sieht, die ebenso

Wissenschaft wirklich sein soll, hierfür die Voraussetzung apriorischer Formen: Raum, Zeit, Kategorien, Grundsätze des reinen Verstandes und synthetischer Einheit des Bewusstseins, notwendig sei (vgl. Falkenberg, Gedächtnisrede auf Kant, Erlangen 1904). Wer aber so die Tatsache der Erkenntnis (das primäre Erkennen, die Erkenntnispraxis) selbst noch einmal zum Gegenstande einer Erkenntnis (sekundäre Erkenntnis, Erkenntnistheorie) macht, treibt ebenso an der Erkenntnis Gegenstandstheorie, wie der Geometer an den Raumbeziehungen, wie der Logiker an den Über- und Unterordnungen, an Inhalts- und Umfangsgleichheit, an Ausschlussbeziehungen u. dgl. Gegenstandstheorie treibt“.

Dem Vortrag in Rom lag nur die erste Abhandlung Meinongs „Über Gegenstandstheorie“ (50 Seiten in dem Sammelbande „Untersuchungen zur Gegenstandstheorie und Psychologie“, 639 S., 1904, bei Joh. Ambr. Barth) vor. Obige Anzeige wurde geschrieben, während des Erscheinens von Meinongs Artikelreihe „Über die Stellung der Gegenstandstheorie im System der Wissenschaften“ (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik 1906—1907, auch in Buchausgabe 159 Seiten).

Der genannte Vortrag Rom 1905 „Sind wir Psychologen?“ ist abgedruckt in der *Atti del Congresso*, Rom 1906. Da er hier nicht ganz leicht zugänglich ist, erscheint demnächst ein Wiederabdruck (mit Zusätzen) im Verlag B. G. Teubner.

den Motiven des Kantischen Apriorismus, wie den stürmischen Forderungen der Gegenwart nach Aufklärung über die unermesslichen Erfolge der Erfahrungswissenschaften wirklich gerecht wird. Dass schon im reinen Begriffe der „Erkenntnis“ als solcher ein Zu-Erkennendes, ein „Gegenstand der Erkenntnis“, womöglich noch gebieterischer gefordert wird als was immer für eine „Funktion“, ein „Akt des Erkennens“ selbst, hat uns vielleicht eindringlicher als irgend ein anderer Erkenntnistheoretiker Kant gerade dadurch fühlbar gemacht, dass wir ihn sein Streben nach Objektivität so häufig durch Subjektivität, ja subjektivistische Züge verdunkeln sehen. Hinwieder aber wird, wer nur überhaupt den Gedanken fertig bringt, Gegenstände zu denken, die schlechthin unabhängig von allem Denken und Gedachtwerden sind, auch zugeben müssen, dass, solange diesen Gegenständen sich nicht eine erkennende Tätigkeit zuwendet, füglich von „Erkenntnis“ eben jener Gegenstände so wenig (oder wenn man will: nur so gut) wird die Rede sein können, wie von einem runden Viereck. Es ist eben „Erkenntnis eine Doppeltatsache“. Um ihr in Form einer Wissenschaft gerecht zu werden, wird also nacheinander gehandelt werden müssen von Erkennen, vom Erkannten und von der Beziehung zwischen beiden. Die Abfolge dieser drei Kapitel mag dann Geschmacksache heissen, da ja schon was immer für eine Abfolge als solche dem notwendig Gleichzeitigen, richtiger: notwendig zeitlos Zusammengehörigen, innerlich fremd ist. Nach unserem Geschmacke dürfte es, namentlich seitdem wir eine Gegenstandstheorie haben, geraten sein, zuerst von den Gegenständen, zuzweit von den Erkenntnisweisen der Gegenstände zu handeln.

In der Sache also trifft der Geschmack des Referenten durchaus zusammen mit dem, was der Weisheit letzter Schluss ist beim Verf. des vorliegenden Buches: Im Vergleich zum idealisierten Gegenstand „Gesetz der Kausalität“, der Substantialität u. dgl. m. steht ihm die „Apperzeption“ schon in zweiter Linie; denn wie immer transscendental geht letztere ja doch das Erkennen an, dieweil jene Gesetze ein Erkanntes oder Zu-Erkennendes sind — also eben doch wieder „Gegenstände“, wie auch immer kräftig „idealisierte“. — Und bei solcher Übereinstimmung zwischen Verf. und Referenten doch noch eine grundsätzliche Verschiedenheit? Einstweilen ja; denn wir möchten nicht mit jenen zwei idealisierten Gesetzen wie mit einem Um und Auf aller Erkennt-

nisttheorie abgespeist werden. Freilich führt sie der Verfasser nur als Beispiel an — aber was hätte er uns von gleicher Dignität noch weiter zu bieten? So bleibt denn Referent bis auf weiteres bei seinem Ideal einer Erkenntnistheorie, in der durch das Licht, das von den Spitzen idealisierter Erkenntnisbegriffe ausstrahlt, keine der tatsächlichen Erkenntnisfunktionen, wie das von Kant verächtlich behandelte „Empfinden“, das vom Verf. als sogar ausserhalb der „Erkenntnis“ gestellte „Wahrnehmen“, irgendwie in Schatten gestellt wird. Wohl ist die Kühnheit als solche zu loben, mit der der Verf. sich der augenblicklichen öffentlichen Meinung in erkenntnistheoretischen Dingen entgegenstellt, die ja heutzutage wieder so gern im blossen Wahrnehmen, ja womöglich (oder selbst wenn unmöglich) im blossen Empfinden das Um und Auf alles Erkennens sehen will. Aber es muss doch möglich sein, auch ohne Unterordnung unter Kantische oder Antikantische Moden, Erkenntnistheorie so zu treiben, wie man z. B. Physik treibt. Es ist mir nicht bekannt, dass eine der heute kultivierten „Richtungen“ erkenntnistheoretischer Forschung dieser simplen Forderung auch nur annähernd gerecht würde oder zu werden sucht. Immer und überall ein parteiisches Bevorzugen der apriorischen Elemente vor den empirischen — und umgekehrt. Man wird mich nicht missverstehen und den Tadel gegen was immer für monographische Bearbeitungen erkenntnistheoretischer Einzelprobleme gerichtet nehmen. In den Einzelproblemen ist Isolierung der Tatsachen unerlässlich und daher sogar eine Einseitigkeit der Behandlungsweise mindestens entschuldbar; aber neben physikalischen Monographien haben wir eben doch auch Gesamtdarstellungen der Physik: wo aber hätten wir eine solche der erkenntnistheoretischen Tatsachen? Es giebt bisher ein einziges Lehrbuch der Erkenntnistheorie, das, wenn auch nichts weniger als allgemein anerkannt, so doch allgemein bekannt ist; das ist nur: Kants Kritik der reinen Vernunft. Dieses Buch aber für eine nicht einsichtige Darstellung, für eine Darstellung des ganzen Gebietes erklären, ist schlechterdings nicht in Einklang zu bringen mit dem nun einmal gegebenen Gegenstand der Erkenntnistheorie, den Erkenntnissen in ihrer Gänze und ihren zwei Hauptgruppen, den apriorischen und den empirischen Erkenntnissen. Der Verf. ist dem historischen Kant gegenüber vorurteilslos genug, um vielleicht in einer künftigen Arbeit, die er uns hier gewissermassen versprochen hat, da er den Rahmen der vorliegenden als durch

die historische Bezugnahme auf Kant eingengt erklärt, selber die Differenz der Kantischen und einer kompletten Erkenntnistheorie wenigstens zu skizzieren, was eine für Viele zu begrüßende Vorarbeit zum unendlichen Thema einer „Erkenntnistheorie an sich“, kurzweg „der“ Erkenntnistheorie wäre.

Und nun, nachdem wir diesem persönlichen Wunsche angesichts der Endergebnisse des vorliegenden Buches Ausdruck gegeben haben, noch eine kurze Inhaltsangabe mit möglichst sparsamen kritischen Bemerkungen zum Inhalt der vorausgegangenen Abschnitte.

I. Erkenntnistheoretischer Charakter der modernen Philosophie. Im Gegensatz zu den Bemühungen der verschiedensten Einzelwissenschaften, „in den Mechanismus ihrer Methodik einen tieferen Einblick zu gewinnen“, dürfe die Philosophie nicht mit speziellen Arten und besonderen Inhalten des Erkennens anheben, sondern müsse dieses in seiner Allgemeinheit, in seiner Richtung auf die Welt der Objekte überhaupt . . . der Analyse unterwerfen. „Das Grundproblem der Methodologie hat im Erkenntnisbegriff selber seine Wurzel. Erkenntnis nämlich kann als logischer Wert und als psychischer Vorgang interpretiert werden.“ Warum nur „kann“? In wessen Belieben wäre die Wahl gestellt? Wir wiederholen: „Erkenntnis ist eine Doppeltatsache“; wer ihr gerecht werden will, muss beiden Seiten gerecht werden — er darf gar nicht nur „reiner Logiker“, oder „Logist“ sein, so wenig wie „Psychologist“, d. h. Psychologe am unrechten Ort, oder Nurpsychologe, wie es namentlich die Anti-gegenstandstheoretiker, z. B. die letzten Überlebenden der Brentano-Orthodoxie, sind oder wenigstens gern sein möchten.

II. Das Zeitalter der Psychologie. Aus der mit der Antike beginnenden geschichtlichen Darstellung nur folgende Sätze: „Locke, Berkeley und Hume sind vor allem als Psychologen von bahnbrechender Bedeutung. Aber ihr Interesse . . . ist dennoch kein unmittelbar psychologisches. Psychologie bleibt eine propädeutische Disziplin der Erkenntnislehre . . . Erst im 19. Jahrhundert wird die Psychologie Selbstzweck“.

III. Psychologie und Psychologismus in der Kantinterpretation. Hier gegen Schluss die für Manchen wahrscheinlich überraschende Einreihung Cohens in den Subjektivismus. Zwar „er erkennt dem Subjektivismus bloss methodischen Sinu zu, keinerlei metaphysischen“, aber „für Cohen folgt

aus der Idealität der apriorischen Formen auch ihre Subjektivität“ . . . , dass sie „freie Konstruktionen des Geistes sind“ . . . „Es zeigt sich deutlich genug bei Cohen, wie aller kritischen Vorsicht zum Trotz in den alten Begriffen [es sollte wohl richtiger heissen „Wörtern“] auch die alten Bedeutungen unüberwunden fortwuchern“ (S. 25). — Darf angesichts des historischen Schau-spieles, dass der Antipsychologismus Kants gerade im Zeitalter des ihn noch überbieten wollenden Logismus sich zum Subjektivismus auslebte, eine schlichte, gar nicht psychologistische Psychologie nicht ein wenig schadenfroh werden? „Sieh, deine Feinde fallen sich selbst!“

IV. Allgemeine Orientierung und Bestimmung des Themas und

V. Spezielle Einteilung und Disposition führen zur Unterscheidung eines immanenten und transscendenten Psychologismus, die dann beide im VI. und VIII. Abschnitt im allgemeinen, im VII. und IX. im besonderen nach den vier Kategorien, A) Quantität, B) Qualität, C) Relation, D) Modalität, abgehandelt und abgetan werden. Z. B. Im VII. Abschnitt wird „Das Argument des psychologischen Universalismus: Alle Phänomene sind psychische Phänomene“ erörtert, im IX. Abschnitt dagegen daraus, dass „die Allheit bereits eine metaphysische Kategorie ist“ und „weil alles Gegebene ein Psychisches repräsentiert und als solches auch eine Erfahrungseinheit bedeutet“, als unzureichend, d. h. den überlegenen Forderungen des Transscendentalismus nicht gewachsen zu erweisen versucht. — Ich versuche meinerseits nicht den Einzelheiten dieser Gründe und Gegengründe nachzugehen, da ich ein grundsätzliches Bedenken gegen diese Methode habe. Indem nämlich der Verfasser den Psychologismus in seinen verschiedenen möglichen Formen an dem Transscendentalismus scheitern zu lassen beabsichtigt, stellt er als festen Fels — die Kategorien Kants hin. Aber diese selbst hält er ja gar nicht ernstlich für fest, für unumstösslich. Ganz ausdrücklich z. B. opfert er im 4. Band der Tetralogie die Modalität; aber auch die Kategorien überhaupt, als blosse Grundbegriffe des reinen Verstandes, genügen ihm nicht zu der dort verlangten „Grundlegung“, sondern erst die Grundsätze des reinen Verstandes.

So klammert sich der Schiffer endlich noch
am Felsen fest, an dem er scheitern sollte —

könnte man mit einer etwas kühnen Umkehrung zitieren. Denn Ewald klammert sich im 3. Band an den Felsen der Kategorien und im 4. Band lässt er alsbald diesen Felsen selber zerbröckeln an einer selbständigen, von der Kantischen ganz wesentlich abweichenden Kategorienlehre. Dies aber ist dann des weiteren ein Beispiel für das Provisorium, das der 3. Band auch schon darstellte, ehe der 4. in Aussicht gestellt und veröffentlicht war: Wiederholt unterscheidet der Verfasser zwischen dem historischen Kant und dem frei wählenden Verwerten und Weiterbilden Kantischer Begriffe und Lehren im Dienste freier philosophischer Forschung. Jene „historische Behaftung“ mit den Kategorien (wie wir in Anlehnung an den vom Verfasser im 4. Band gebrauchten Ausdruck „Die empirische Behaftung der Kategorien“ sagen können) dürfte das stärkste Beispiel eines noch etwas unentschlossenen Haftens am historischen Kant sein. Aber da Ewald sich selbst noch als einen Werdenden weiss — so wird er es als keinen Vorwurf empfinden, wenn wir die Geburt seiner Philosophie aus dem Geiste der Kantischen im 3. Bande noch nicht glücklich überstanden, die Nabelschnur noch nicht so endgültig abgebunden und durchgetrennt finden, wie es für die beiderseitige Gesundheit nötig ist.

Es sei daher gestattet, auch noch einige wenige spezielle Bedenken ausser Zusammenhang mit Kant und nur die letzte, den Unterschied zwischen Methode und Methodologie betreffend, wieder im Hinblick auf Kant anzudeuten.

Wie schon aus dem bisherigen Bericht und den kritischen Zwischenbemerkungen zu entnehmen war, ist Ewalds 3. Band ein im Namen des Transscendentalismus unternommener Kampf gegen den Psychologismus, und es war daher nicht zu vermeiden, dass der Verfasser allenthalben an zahlreiche Grundfragen nicht erst des Psychologismus, sondern der Psychologie selbst rührt; und zwar nicht erst der genetischen, sondern auch schon einer möglichst bescheidenen deskriptiven. — Z. B. Es wird als Fortsetzer der auf Fichte zurückgeführten Unterscheidung von Bewusstseinsinhalten und Bewusstseinsfunktionen Bréntano „an erster Stelle“ genannt. Dieser lehre „ein Verhältnis der Produktion, schöpferischer Aktivität . . ., freilich verhüllt, in seiner Psychologie“ (S. 50). Gegen diese stillschweigende Identifizierung von „Funktion“ (Akt) und „Aktivität“ (Produktion) ist zu bemerken, dass die orthodoxe Brentanosche Schule vielmehr Wert

darauf legt, z. B. nicht nur im Vorstellungs-, sondern auch im Urteilsakt keinerlei aktives Verhalten im Gegensatz zu einem passiven gelten zu lassen. Meines Wissens habe erst ich ausdrücklich das Urteilen als „psychische Arbeit“¹⁾ im Gegensatze zum Vorstellen als psychischer Nichtarbeit bezeichnet [in einer Abhandlung „Psychische Arbeit“, Zeitschr. f. Psychol., herausgeg. von Ebbinghaus, VIII. Bd. 1894]. — Ferner wird S. 59 ff. die These „Es giebt keine intuitive Psychologie“ damit begründet, dass es zum Psychologietreiben doch auch des Verstandes, des Diskursiven, bedürfe; eine Sache, die sich angesichts einer ganzen Wissenschaft doch von selbst versteht und nichts mit der Fiktion eines „intuitiven Verstandes“ zu tun hat. Ferner: dass „die innere Erfahrung bloss Erscheinung“ ist, entfernt sich gewiss weiter von der Wahrheit, als Brentanos „Evidenz des inneren Sinnes“ (— übrigens kommt letzterer Ausdruck meines Erinnerens bei Brentano nicht vor, sondern immer nur „innere Wahrnehmung“). Was der Verfasser über die „Disposition des Evidenzproblems“ (S. 73) sagt, fordert in vielen Einzelheiten zum Widerspruch heraus. Z. B. Für Descartes (der mit seinem *Cogito, ergo sum* die Evidenzlehre Brentanos und seiner Schule vorweggenommen habe) sei „das psychische Phänomen bloss deshalb real, weil in ihm keine andere Realität gesucht wird als die Subjektivität . . . die Realität eines Bewusstseinsvorganges als solche, die man auch die analytische nennen könnte zum Unterschied von der synthetischen der physischen Phänomene, die im Existentialurteil offenkundig werden“ (S. 72). Wir fürchten, dass das bedenkliche terminologische Verschiebungen wären. Ist denn *sum* nicht auch schon ein Existentialurteil? Und dieses geht doch

¹⁾ Soeben wirft mir Marty unter Hinweis auf diesen Begriff ein „Zuviel an Physik“ vor. — Sollte es aber nicht auch ein „Zuwenig an Physik“ bei manchen Philosophen von einseitig psychologischer Schulung geben? Daraus wäre es dann zu begreifen und soweit zu entschuldigen, wenn Marty nicht bemerkt und begriffen hat, dass ich nicht etwa die „physikalische (mechanische, kalorische) Arbeit“ als solche in die Psychologie einzuschnuggeln versucht, sondern dass ich gezeigt habe, es gebe manches Gemeinsame zwischen physischer und psychischer Arbeit (z. B. die Unterscheidbarkeit eines „p-Faktors“ und eines „s-Faktors“). Und dass das Wort „Arbeit“ (*arbeit*) im psychischen Sinne längst bestand, ehe es (1826, bezw. 1829) in die Mechanik und noch später in die übrige Physik Aufnahme fand, ist eine zum Glück nicht erst physikalische, sondern — bloss eine sprachwissenschaftliche Tatsache.

ausdrücklich auf das psychische *cogito*. Zur Begründung des anderen (jedenfalls dem Kantischen Begriff des analytischen Urteils heterogenen) Begriffes einer analytischen Realität sagt der Verfasser: „Es ist nämlich ein analytischer, sogar identischer Satz, dass den psychischen Vorgängen Wirklichkeit innewohne, da ja ihre Wirklichkeit keine andere ist als die, die in den Vorgängen selber sich entfaltet.“ Zu dieser seit Husserls Kritik von Brentanos Unterscheidung der physischen und psychischen Phänomene so viel diskutierten Sache hier nur die Bemerkung: Wenn die psychischen Vorgänge zwar nicht „bloss“, aber doch „auch“ Phänomene sind (— Meinong geht sogar soweit, die psychischen Tatsachen überhaupt nicht Phänomene zu nennen, worin ich ihm nicht folge), so ist in dem Begriff des „Phänomens“ als solchem von Realität und von Existenz ebensowenig schon etwas mit enthalten als von ihm ausgeschlossen. Das ist nun freilich wieder nur selbst ein Vorschlag zur Terminologie; aber jeder Versuch, die gegenwärtige Anarchie im Gebrauch der Wörter „Erscheinung“, Phänomen, Phänomenologie, Phänomenalismus u. s. f. zu schlichten, wird davon ausgehen oder selbst erst dahin führen müssen, dass man die positiven und negativen Komponenten der hergebrachten Begriffe von Erscheinung (Phänomen) ausdrücklich aufzählt, und dass man nötigenfalls festsetzt, durch wieviele dieser Merkmale sie definiert sein sollen. Für mein Sprachgefühl z. B. stehen die positiven, wie „in die Erscheinung treten“, im Vordergrund; eine Freude, eine Farbe sind „Erscheinungen“, sind phänomenal — dagegen eine Kraft, ein Verursachen können nie in die Erscheinung treten, nie Phänomene sein, sondern sie sind und bleiben „metaphänomenal“ und in diesem Sinne „kategorial“ (vgl. z. B. meine Unterscheidung „phänomenaler Quanta“ wie Weg, Zeit — und „kategorialer Quanta“, wie Masse, Kraft, Energie, a. a. O. „Psychische Arbeit“, S. 9 der Sonderausgabe bei Voss 1894).

Was nun schliesslich den Titel des Buches „Kants Methodologie“ betrifft, so erhebt sich gerade auf Grund der vorliegenden Monographie die Frage, ob sie nicht noch zutreffender den Titel „Kants Methode“ führen würde. Denn es äussert sich ja zwar Kant an bekannten, vielzitierten Stellen ausdrücklich über seine Methode; so zu Ende der Einleitung in die „Kr. d. r. V.“, wo er die Definition der Transscendentalphilosophie giebt, ferner in den Prolegomenen, wo er ihre regressive Methode der in der

„Kr.“ eingehaltenen progressiven entgegenstellt. An letztere Stellen knüpft auch Ewald im 4. Band der Tetralogie an. Aber keineswegs beschränkt sich der vorliegende 3. Band auf eine Darstellung dieser wirklichen Methodologie Kants, d. h. auf eine Darstellung und allenfalls auch Kritik der Stellung, die Kant gegenüber und oberhalb der von ihm selbst befolgten Methode einnimmt. Methodologe ist Kant, wo er gegenüber seiner eigenen Methode zum Logiker und zum Erkenntnistheoretiker wird. Ewalds Gegenstand aber ist in diesem 3. Band der Erkenntnispraktiker Kant; und hieran verschlägt es nichts, dass Gegenstand dieser Erkenntnispraxis bei Kant selbst wieder die Erkenntnistheorie, u. zw., wie Kant in eigensinniger Einseitigkeit sich vornimmt, nur die Theorie des apriorischen Erkennens ist. Vielleicht dürfen wir aber die Verschiebung des Titels von „Kants Methode“ zu „Kants Methodologie“ als eine von Ewald doch in feiner Absicht gewählte verstehen, nämlich, dass er dazu auffordern will, den Kritiker der Vernunft selbst einmal einer Kritik zweiter Ordnung zu unterwerfen — ob er sich über seine eigene Methode klar gewesen sei. Zu solcher Metakritik giebt Ewalds Buch reichlich und kräftige Anregung — und dass es darüber hinaus noch mehr giebt, wird ihm niemand zum Vorwurf machen. — —

Es verbietet sich schon durch den einer Anzeige — wenn auch zweier Bücher — zur Verfügung stehenden Raum, auch noch das zweite Buch so ausführlich zu besprechen wie das erste. Überdies aber liegt sein Gegenstand — Avenarius und sein Empiriekritizismus — diesen Kantstudien bedeutend ferner als der des 3. und 4. Bandes der Tetralogie. Ebendarum sei aber sogleich ausdrücklich hervorgehoben, dass sich Ewalds Kantianismus auch in diesem zweiten (wie auch schon im ersten) Band der Tetralogie nirgends verhehlt. Wie wenig Ewald den Ehrgeiz hat, sich hier angeblich über die Parteien zu stellen, lehren temperamentvolle Sätze wie die folgenden im Schlusskapitel des Avenarius-Buches, das „die empiriekritische Schule“ Revue passieren lässt und die Herren Willy, Carstanjen, Petzold, Karl Hauptmann, Wlassak nicht eben sanft behandelt, und dann fortfährt (S. 169): „Es berührt einen erquicklich, in Cornelius nun endlich wieder einem ernstesten und gediegenen Denker zu begegnen“. Auch wird von den anderen gesagt, dass „sie Kant schwer von einem im Animismus befangenen Südseeinsulaner zu unterscheiden vermögen“

(S. 169). Solche Worte sind als Kriegserklärungen nicht geeignet, eine unparteiische Abwägung von Recht und Unrecht in dem zwischen den beiden Lagern der „reinen Vernunft“ und der „reinen Erfahrung“ entbrannten Streit erhoffen zu lassen. Und doch — soweit es von einem Parteimann des einen Lagers nur irgend verlangt werden kann — hat sich Ewald in dem vorliegenden zweiten Band der Tetralogie die sorgfältige Mühe genommen, die ihm verhasste „empiriokritische“ Lehre wenigstens fein zu anatomisieren und erst nach und auf Grund dieser Sektion als togeboren zu erweisen. Niemand wird auf die in Ewalds 2. Band geleistete pathologische Anatomie der Avenarischen Vitalphilosophie verzichten dürfen, der sie nochmals tot zu machen oder — wieder zu beleben beabsichtigt. — Doch sehr wahrscheinlich wägt auch dieses mein Urteil über Ewalds Urteil in den Augen der Empiriokritiker nichts; denn auch ich teile Ewalds Überzeugung von diesem Totgeborensein. Nur eines wird hoffentlich ausserhalb der Parteinahme gegen Avenarius und die Seinigen stehen: Die Tatsache, dass ich ein Stück Zeitgeschichte der vor anderthalb Jahrzehnten mit soviel Geräusch aufgetauchten Avenarius-Machschen Antiphilosophie aus nächster Nähe miterlebt und aufmerksam mit angeschaut habe. Und sogar das wird nun von solchem historischen Standpunkt aus zu einem Vorteil, dass sich durch die eingangs erwähnten Zufälligkeiten diese Anzeige von Ewalds Avenariusbuch um fast 4 Jahre gegen sein Erscheinen verzögert hat. Wagte nämlich schon 1905 (circa ein Jahrzehnt nach Avenarius' Tod und Machs Antritt der Wiener philosophischen Lehrkanzel) Ewald in jenem Schlussabschnitt „Die empiriokritische Schule“ diese als „so gut wie tot“ zu schildern, so darf man Freund und Feind heute fragen, ob sich in den seither verflossenen vier Jahren neue wesentliche Lebenszeichen kundgegeben haben oder ob die wissenschaftliche Philosophie — das Wort in seinem unvoreingenommenen, nicht in dem von Avenarius für seine Vierteljahrsschrift spezialisierten Sinn — über sie weiterhin zur Tagesordnung überzugehen im Begriffe sei. Ich enthalte mich auf die hiermit formulierte Frage, als selbst Parteimann, jeder Antwort.

Die unter solcher Vorsicht allein noch erübrigende Berichterstattung über Ewalds Buch schränkt sich hiermit von selbst auf die knappste Angabe seines Inhaltes ein: Erster Teil. Avenarius' Kritik der Transscendenz. I. Bedeutung des Empiriokritizismus.

— II. Leitende Gesichtspunkte und Disposition. — III. Der menschliche Weltbegriff (gegliedert in fünf Abschnitte, von denen nur der letzte angeführt sei): E. Kritik der Lehre von der Introjektion: a) Der Ursprung der Seele. — Der Begriff der Introjektion. — Die Seele als Modifikation der Materie. — b) Die Seele als Negation. — Resumé. — c) Der Widersinn im Begriff der Introjektion. — Die Wahrnehmungswelt des Mitmenschen. — Die *Petitio principii*. — d) Die Wahrheit im Begriff der Introjektion. — Denken und Gehirn. — Die Funktion des Denkens. — Theorie der Wechselwirkung. — Wundts Begriff der Introjektion. — Sinnesphysiologie und Erkenntnislehre. — Voluntaristische und intellektualistische Psychologie. — Ökonomie. — IV. Das Problem der Aussenwelt. — V. Das Problem der Innenwelt. — Zweiter Teil. Avenarius' Grundlegung einer immanenten Weltanschauung. I. Der Universalbegriff (A. Die Ausschaltung der Metaphysik. B. Das Prinzip des kleinsten Kraftmasses. C. Der Universalbegriff in den „Prolegomena“. D. Der Universalbegriff in der „Kritik der reinen Erfahrung“. E. Der Universalbegriff im „menschlichen Weltbegriff“. II. Der Empiriokritizismus als Wissenschaftslehre und Universalmethode. III. Die empirio-kritische Schule.

Wie schon dieses Inhaltsverzeichnis, so erwecken auch die letzten zwei Seiten des ganzen Buches starke Erwartungen durch die persönlichen Bekenntnisse des Verfassers, die er seither in seinen Schriften nur zum kleinsten Teil modifiziert, zu einem grossen weiter gebildet, ab und zu wohl auch zu nimmer rückgängig zu machenden Zügen seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit verdichtet hat. Wie er bis zum jüngsten, umfassendsten seiner Bücher, „Kants transscendentaler Idealismus“, den Psychologismus bekämpft, so hasste er von Anfang den Antilogismus, „das Erbteil einer missverstandenen Romantik“ [— „Die Probleme der Romantik als Grundfragen der Gegenwart“ betitelt sich ein Parergon Ewalds von 1904]. Die Logik der Avenarier fasst Ewald in die boshafte Formel „Wahr ist das, wodurch ein Maximalquantum von Eiweissstoffen im Organismus angesetzt und der Stoffwechsel beschleunigt wird“ (S. 176). Indem Ewald fortfährt, aus dieser Definition spreche „ein ganzes Zeitalter; denn hier kommt beides zusammen, der praktische Sinn und der Hass gegen das Logische, gegen die reine Vernunft. Niemals hat die Begriffsverwirrung, die Anarchie der Begriffe diesen Höhepunkt

erreicht. Nie ist eine solche Unsumme nichtssagender Schlagwörter in Umsatz gekommen“ — so klingt das wie eine Prophezeiung des erkenntnistheoretischen „Pragmatismus“, der uns seit-her (durch James) beschert worden ist; denn man darf bei diesem schönen Wort ja nicht an etwas wie „pragmatische Geschichte“ denken, sondern nach authentischen Erklärungen an gar nichts als an das Abschütteln aller „blossen Theorie“ zu gunsten eines unverhüllten „praktischen Sinnes“. — Es sind kühne persönliche Bekenntnisse, mit denen Ewald schon damals schloss: „Die Erkenntnis muss wieder gefestigt werden, dass wahre Logik und wahre Mystik einander nicht im entferntesten ausschliessen, dass der menschliche Geist nicht der Feind des menschlichen Gemütes ist“.